

# DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Tag in der Stadt / Nacht auf dem Lande

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ  
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

---

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.



# DAS NEBELHORN

---

Nr. 37

1. Juli 1928

II. Jahr

---

## TAG IN DER STADT\*)

Zwei öde Proletariergassen laufen freudlos von verschiedenen Richtungen daher, stoßen zusammen und bilden eine Ecke.

An dieser Ecke steht das Haus.

Verloren steht es da, inmitten der endlos dahingebreiteten, in einem Meer von düsterem Gestank versunkenen Stadt.

Der Lärm der Straße umbraust es. Graubrauner Rauchnebel umspült es träge. Fabriksschornsteine umstehen es wie die Staketen eines Zaunes und speien schwarze Rauchwolken aus, die sich wie getretene Würmer winden und sich dem trostlosen, tiefhängenden Himmel vermählen. Der Widerschein der eben aufgehenden, roten, dunstverhüllten Sonne glüht in seinen Fenstern wie Kohlenfeuer, in diesen hohen, kahlen Fenstern, die außen Ruß und innen Aktenstaub gleicherweise blind gemacht hat und die nur im Sommer manchmal ein erbarmender Regen wäscht. Und auf der anderen Seite der Straße, die eine Uferstraße ist, wälzt der Kanal sein unratfarbened Wasser, das wie ein erbrochener Brei aus-

---

\*) Als Pendant zu den magischen, für die Fremden inszenierten, Vorgängen, von denen die letzte Nummer berichtete, bringe ich heute zwei Novellen, die zwei wahre Begebenheiten aus dem nüchternen Leben der Einheimischen zum Vorwurf haben und der gottgewollten Ordnung, in der wir leben, zum Vorwurf machen.

sieht, der Stadt zu, dieses Wasser, in das die Selbstmörder springen, denen vor dem Leben mehr graut, als vor einem alles beendenden Trunk aus diesen kotgeschwollenen Fluten.

Ueber der Fensterreihe des dritten Stockwerkes steht in geschwärzten, ehemals goldenen Lettern: „Amtshaus“.

Es ist beinahe acht Uhr morgens. Die Laternen brennen noch in den Gassen. Beamte, Maschin-schreiberinnen und Diener eilen von allen Seiten dem Amte zu. Sie hüpfen mit komischen Verrenkungen über die Straße, die ein Gemisch von Erde, Ruß und zertretenem Schnee bedeckt und blinzeln mit vom Schlaf noch halb verklebten Augen nach der Uhr des Amtsgebäudes. Viele husten, ringen erschöpft von der Anstrengung des schnellen Gehens nach Atem und schlingen doch nur wieder beißenden, kratzenden Nebelrauch in ihre kranken Lungen.

An der Türe steht ein fetter Portier, dem die käsefarbenen, unrasierten Wangen wie dicke Talgeschwülste vom Gesicht hängen und grüßt. Er grüßt nicht alle. Er grüßt nur die Leute, die ihm schaden können und je tiefer er seine Kappe zieht, desto höher steht der Gegrüßte und desto mehr fürchtet er ihn. Vor dem Herrn Amtsvorstand, einem dünnen, langnasigen Männchen, daß wie ein Seepferdchen aussieht, das aus irgend einem Grunde einen Mantel angezogen hat, macht er eine orientalische Verbeugung.

Die Uhr schlägt mit einem schleppernden Klange, als wäre ihr alles zuwider.

Die letzten Beamten, die noch auf der Straße waren, beeilen ihre Schritte und schlüpfen ins Haus. Der Portier verläßt seinen Standpunkt. Die Türe klappt hinter ihm zu. Er begibt sich in sein unterirdisches Loch und frühstückt zum zweitenmale.

Oben an den Schreibtischen beginnt das alltägliche Schmieren in den Akten.

\* \* \*

Zehn Minuten nach Acht erscheint der Offizial Rott an der Straßenecke mit einem Mädchen, bei dem er wahrscheinlich heute Nacht geschlafen hat. Er ist zwar verheiratet, aber seine Frau ist immer krank und schwach. Was ist da zu machen? Er ist groß wie ein Ochse und im Gesichte rot wie rohes Fleisch. Ein dicker Fettwulst quillt im Genick aus seinem zu engen Halsbunde und steht über den schwarzen Sammtkragen seines Winterrockes hervor. Er braucht die Weiber und die Weiber lieben ihn wegen seiner Kraft und seiner Brutalität. Er verabschiedet sich von seiner Begleiterin, küßt sie schmatzend, schlägt ihr mit der flachen Hand auf das Hinterteil, daß es knallt, und blickt ihr mit dröhnendem Lachen nach, bis sie im stinkenden Nebel verschwunden ist. Dann wendet er sich gemächlich dem Amtshause zu. Er kommt immer zu spät. Wenn ihn jemand warnt, daß der Amtsvorstand das einmal entdecken könne, brüllt er immer: „Was macht das? Mache ich deshalb meinen Dienst nicht? He? Ich arbeite mehr als ihr alle miteinander! Und im übrigen kann mich das alte Embryogerippe dort oben...!“ Und die Beamten wollen sich dann immer ausschütten vor Lachen und sind außer sich vor Vergnügen, weil einer den Mut hat, über den Vorstand zu schimpfen.

Mit einem Fußtritt stößt Rott das Tor auf und betritt den Flur. Aber er steigt nicht wie die anderen Beamten die Treppe empor, diese im Laufe der Jahre von tausenden von Füßen abgetretene Amtshaus-treppe, die jeder, der hier zu tun hat, nur widerwillig und langsam hinaufkriecht, aber erleichtert und schnell herabeilt, sondern wählt links davon eine schmale Stiege, die in den Keller zu führen scheint.

Unten angelangt, öffnet er eine eiserne Türe, auf der eine weiße Tafel mit der Inschrift „Expedit“ schimmert, die aber wegen der Dunkelheit kaum leserlich ist. Hinter der Türe verschwindet er in einem langen Gange, der das ganze Jahr über völlig finster ist. Eine einzige rotglühende, von Spinnweben überzogene elektrische Birne erleuchtet ihn so spärlich, daß man die Finsternis in den Ecken nur noch mehr fühlt. Modergeruch und schlechten Oefen entströmtes Kohlendgas erfüllen ihn statt Luft.

Eine Türe öffnet sich und in dem schwachen Schimmer von Tageslicht, der durch sie in den Gang fließt, erscheinen die Silhouetten von drei Mädchen, die seine nahenden Schritte erkannt haben. Alle drei knixen und rufen im Chor:

„Guten Morgen, Herr Offizial!“

„Guten Morgen, meine Schekitzeln!“ jüdeln er mit fetter Baßstimme, klimpert mit einem Schlüsselbunde, sperrt die Türe neben dem Mädchenzimmer auf und verschwindet in seinem Arbeitsraume.

Er ist Leiter des Expedits. Hier unten herrscht er. Alle Schriftstücke, die oben konzipiert werden und das Haus verlassen sollen, werden hier unten mit der Schreibmaschine abgeschrieben, zugeklebt und expediert. Drei Fräulein stehen ihm zum Schreiben zur Verfügung. Der Herr Amtsvorstand wollte ihm zwar vier zuweisen, aber er sagte: „Drei Weiber sind genug für einen Mann!“ Und dabei blieb es. Denn der Herr Amtsvorstand hat wie alle anderen Beamten großen Respekt vor dem Offizial Rott. Denn alle wissen, daß er wegen seiner Tüchtigkeit höheren Orts sehr gut angeschrieben ist und kotzengrob werden kann, wenn man ihm widerspricht. So belästigt ihn Niemand. Und nur einmal des Tages, gegen das Ende der Amtsstunden kommt ein Diener herab, der die erledigten Dienststücke mitnimmt und neu zu erledigende für den nächsten Tag bringt. Sonst steigt

nie jemand zu ihm hinunter. Oft sperrt er die Türe zum Expedit überhaupt ab, nachdem er außen einen Zettel befestigt hat: Wegen dringender Arbeiten geschlossen!

So bleibt er mit seinen drei Mädchen also immer allein. Und während oben im Hause die Türen fliegen und die menschenerefüllten Gänge summen, in denen sich Proletarierfrauen, Arbeiter und Gewerbetreibende drängen und auf die Erledigung ihrer Angelegenheiten warten, herrscht hier unten tiefe Stille, kaum unterbrochen von dem leisen Geklapper der Schreibmaschinen aus dem Zimmer der Fräulein und dem Aufklatschen der Tropfen, die ab und zu von der feuchten Decke auf die Steinfliesen fallen.

Die drei Fräulein sitzen in ihrem Zimmer und schreiben eifrig. An den kahlgetünchten Wänden hängt nichts weiter als ein Kalender, ein kleiner Spiegel und eine elektrische Klingel. Durch das zwar breite, aber niedrige und vergitterte Fenster fällt das traurige Morgenlicht der Straße. Der untere Rand des Fensters befindet sich in der gleichen Höhe wie der Bürgersteig draußen. Man sieht vom Zimmer aus nichts weiter, als die Unterleiber der Vorübergehenden. Beine von Männern in Hosen, Füße von Frauen unter den Röcken hervorschauend. Es ist oft lustig, diesen kopflosen Beinen zuzusehen, wie die einen rasch dahineilen, die anderen gemächlich schreiten und die dritten betrunken übereinander treten und im Zick-Zack torkeln, lustig zu sehen, wenn zwei Paar Beine miteinander wandern, wenn sie stehen bleiben und umkehren, lustig zu raten, wie die Menschen, die zu diesen Beinen gehören, wohl aussehen mögen, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sind. Es ist auch höchst vergnüglich den Hunden zuzuschauen, die bellend, schnuppernd und wedelnd draußen vorüberrennen. Wenn es auch unangenehm ist, daß ihretwegen die Fenster das ganze

Jahr über geschlossen bleiben müssen, weil sie sonst zwischen den Gitterstäben hindurch in das Zimmer pissen und nicht nur wie bei geschlossenen Scheiben bloß das Glas beschmutzen.

Aber die Drei haben heute keine Freude an solchen Beobachtungen. Sie starren auf ihre Maschinen, klappern und nur selten schielt eine nach der Klingel an der Wand, die von drüben, vom Offizial aus, zu betätigen ist.

Die eine heißt Mizzi, die andere Anna, die dritte Poldi. Aber ebensogut könnte die erste Anna, die zweite Poldi und die dritte Mizzi heißen. Es wäre ganz gleich, denn eine ist wie die andere, wenn sie auch äußerlich ziemlich verschieden aussehen. Wenn auch die eine klein ist und schwarzglänzende, sorgfältig und auffallend frisierte Haare hat, während die andere schlank und blond ist und die roten Flecken der Lungentuberkulose an den Wangen trägt und die dritte rothaarig und groß ist und Knochen hat wie ein Pferd. Denn sie stammen alle drei aus jenem traurigen Teile der Großstadt, von welchem es nicht ohne weiteres entschieden werden kann, ob der Gestank, der aus den zahllosen kleinen, schmutzigen Proletarierwohnungen dringt, die Luft der Straßen verpestet oder ob der üble Duft der Straßen die Wohnungen verstinkt. Aus jenem Stadtteile, in welchem Volksschüler mit Kreiden, die sie dem Lehrer gestohlen haben, als erste Schreibübungen den vulgären Namen des weiblichen Geschlechtsteiles an alle rußigen Wände schmieren und wo nachts das wilde Aufheulen eines Gestochenen von der Straße die Leute im Schlafe stört und sie zwingt sich in den Betten umzudrehen, was keine Kleinigkeit ist, wenn drei bis vier Personen verschiedenen Geschlechts in einem einzigen wanzenbeklehten Bette schlafen müssen. Sie stammen aus jenen Kreisen, in denen man die Moral ebenso wie die anderen Luxuserfindungen

der Reichen nur vom Hörensagen und aus dem Kino kennt und für entbehrlicher hält als das Geld, mit dessen Hilfe man sich endlich einmal sattessen kann. Aus jenen Kreisen, in denen man nicht einsieht, weshalb sich der Arme das einzige Vergnügen, das er jederzeit und umsonst haben kann, durch blöde Sittengesetze verekeln lassen soll, die von Leuten entdeckt wurden, die sich für die freiwilligen Entbehrungen auf der einen Seite auf hundert anderen Seiten schadlos halten können. Und so können sich alle drei kaum mehr darauf besinnen, ob sie überhaupt je Jungfrauen waren und noch weniger darauf wie alle die hießen, denen sie sich hingegeben haben. Zuerst aus Neugierde, dann für einen Apfel und ein paar Nüsse und später für einen Schilling oder eine Schachtel Bonbons. Und dennoch blieben sie Kinder, heiter und naiv-vergnügungssüchtige, mit frühzeitig alten und wissenden Mienen.

Mit sechzehn Jahren kamen sie in das Amt und es war selbstverständlich, daß sie auch dem Offizial Rott, dessen Wohlwollen für sie von großem Werte war, bald das gewährten, wonach er verlangte.

Das hätte sich ganz wie von selbst gegeben. Jeden Sonntag hatte eine andere von den dreien ganz alleine Sonntagsdienst. An drei aufeinanderfolgenden Sonntagen nun kam der Offizial vormittags unvermutet ins Amt. Und jedesmal spielte sich dasselbe ab. Mit unanständigen Späßen begann es und auf dem Divan in Rotts Zimmer endigte es.

Zuerst hütete eine vor der anderen das Geheimnis und glaubte, er liebe sie alleine. Das hielt sich aber nicht lange. Denn Rott war kein Freund von Heimlichkeiten und erzählte einer von den anderen. Darüber waren sie zuerst untereinander wütend und eifersüchtig, bis dem Offizial das Gezänke zu dumm wurde und er alle drei zu sich in das Zimmer hinüberrief.

„Macht mir keine Scherereien; ihr Katzen, mit euren blöden Liebes-Einbildungen“ sagte er. „Wir werden das ein für allemal so regeln: Ich werde jede Woche an irgend einem Tage, wenn es mir gerade paßt dreimal läuten und dann kommt immer abwechselnd eine andere zu mir herüber, mir den Goder zu kratzen. Und jede, die bei mir war, hat dann die nächsten zwei Tage dienstfrei. Da kann sie dann entweder aufs Land fahren oder zum Branntweiner gehen, das ist mir wurst. Aber wenn ihr schwatzt oder euch nicht verträgt, ihr Luders, dann soll Euch der Teufel holen! Ich suche mir wen anderen und ihr könnt euch die ganze Woche auf der Maschine schinden! Und jetzt marsch an eure Arbeit!“

Von diesem Tage an war Ruhe und alle waren zufrieden. So ging es fast ein Jahr. Man freute sich auf die freien Tage, machte Pläne und pries die Güte des Herrn Offizials.

Und nun ist heute schon Samstag, die Woche in der Poldi hätte darankommen sollen, ist schon fast um und er hat noch immer nicht geläutet! Man ist ratlos, denn so etwas ist noch nie vorgekommen. Poldi, die schon so schöne Pläne für die freien Tage hatte, schielt nervös nach der Klingel, während die anderen zwei schadenfroh ihre Blicke beobachten, einander zuzwinkern und schreiben.

Schließlich schlägt es Drei und die Amtsstunden sind zu Ende. Als sich aber die Drei so wie täglich von „Papa Rott“, wie sie ihn nennen, verabschieden wollen, ist seine Tür verschlossen und niemand mehr da. Kopfschüttelnd verlassen sie das Amt und Poldi wischt sich mit ihrem Taschentuch eine Träne aus dem Augenwinkel.

Der Sonntag verläuft traurig. Poldi erhält eine Karte von ihren Verwandten auf dem Lande mit Vorwürfen. Warum sie denn nicht gekommen sei, wie sie versprochen habe? Die Sonne scheine, die Luft

sei klar und herrlich, man könne Schlitten fahren und das Schwein sei geschlachtet worden.

Am Montag ist ihre Stimmung deshalb gereizt.

Anna sagt: „Tröste dich, mir hat geträumt, er läutet heute. Ganz deutlich hab ichs im Schlaf gehört!“

Poldi wird bei diesen Worten beinahe fröhlich. Da könnte sie ja morgen fahren. Das Wetter hat sich nicht geändert und vom Schwein wird wohl auch noch etwas übrig sein.

„Wenn er heute läutet, wird es der Poldi aber wenig nützen“, meint Mizzi höhnisch. „Heute beginnt ja meine Woche und ich komme dran. Mein Anton hat sich eigens deshalb schon vor einem halben Monat für diese Woche in der Fabrik frei gemacht.“

„Was?“ ruft Poldi und erbleicht. „Und was ist denn mit mir? Ich habe doch in meiner Woche gar keinen freien Tag gehabt!“

„Das geht doch mich nichts an!“ lacht Mizzi spöttisch. „Das mußt du dir mit ihm ausmachen!“

Poldi atmet schwer vor Wut. „Gar nichts werd' ich mir mit ihm ausmachen! Wenn er läutet, gehe ich hinüber, denn ich komme dran!“

„Na wir werden ja sehen!“ ruft Mizzi und schießt giftige Blicke aus ihren grünen Augen.

Anna schweigt und klappert auf ihrer Maschine.

Wortlos verrinnt der Vormittag. Ueber ihre Maschinen gebeugt arbeiten beide eifrig, schlagen daneben, fluchen leise, radieren und schreiben weiter. Kopflose Beine bummeln beim Fenster vorüber und der Zeiger der Wanduhr dreht sich gleichmütig Stunde um Stunde im Kreise. Giftiger Haß erfüllt das Zimmer wie ein leicht entzündliches Gas, das jeden Augenblick explodieren kann.

Um halb zwölf läutet es plötzlich schrill. Einmal, zweimal, dreimal.

Jetzt gilts. Mizzi und Poldi springen gleichzeitig auf und rasen an die Türe. Mizzi ergreift die Klinke, Poldi stemmt sich mit ganzer Kraft gegen den Türflügel.

„Weg, du Mensch!“ schreit Mizzi.

„Niemals!“ keucht Poldi. „Ich komme dran!“

Und wie Kübel voll Unrat gießen sich die Beiden die gemeinsten Schimpfworte der Gasse über den Kopf, reißen und stoßen wütend an der Türe. Außer sich vor Wut stürzt Poldi auf Mizzi und will sie von der Klinke wegreißen, die Türe öffnet sich ein wenig und schlägt wieder zu. Eine von den Beiden brüllt auf, weil ihre Finger eingeklemmt wurden. Und nun vergessen sie alles. Keine denkt mehr an den Offizial, keine trachtet mehr danach, der anderen zuvorzukommen. Kreischend und heulend fallen sie übereinander her, reißen einander an den Haaren, kratzen einander Hautfetzen von den blutenden Wangen, beißen einander in die Hände und in die Arme, fallen zu Boden und raufen liegend, wie wahnsinnig vor Haß, in einer Staubwolke sich wälzend, hustend und schreiend weiter.

In der Tür erscheint der Offizial Rott.

„Sind die Zwei verrückt?“ fragt er mit einem verwunderten Blick auf die Beiden, die auf dem Boden liegend einen Augenblick von einander ablassen und ihn zerrauft, zerkratzt und verheult anstarren.

Anna erklärt die Ursache des Streites und Rott beginnt dröhnend zu lachen.

„Fesch schaut Ihr aus, meine Lieben!“ wiehert er, daß ihm der Bauch wackelt und sieht die Beiden an, die über seine Heiterkeit so sprachlos sind, daß sie noch immer vergessen, sich zu erheben.

„Aber“, fährt er mit gespielterm Grimm fort „ich werde euch das Raufen schon austreiben! Anna, mei Gold“, sagt er süß. „du kommst heute zu mir hinüber. Und in den nächsten vier Wochen kommst immer

nur du, wenn ich läute, damit sich die zwei Furien da ein wenig abkühlen können!“

Entzückt springt Anna von ihrer Maschine auf, hüpf über die Beiden noch immer Daliegenden und verschwindet mit dem Offizial .....

Poldi und Mizzi sind allein. Pustend und wortlos schnaufend erheben sie sich vom Boden, blicken sich schweigend an und fallen einander versöhnt, verbunden durch gleiches Leid weinend um den Hals. Dann fahren sie auseinander. Sinnlos vor Wut stürzt sich Poldi auf Annas verlassene Maschine, drischt mit den Fäusten auf sie los und zerfetzt alles, was Anna heute geschrieben hat, während Mizzi Annas ärmliche Jacke aus dem Kasten reißt und mit einem brennenden Streichholz ein Loch in den Pelzkragen aus graugrünem, schwarzgestreiftem Katzenfell brennt.

Ein Lastauto fährt draußen dröhnend vorüber und erschüttert mit seinem Gepolter das Haus.

Das Haus, das gelassen dasteht, vom Lärm der Straße umbraust, von graubraunen Rauchnebeln umspült, verloren inmitten der endlos dahingebreiteten, in einem Meer von düsterem Gestank versunkenen Stadt .....



## NACHT AUF DEM LANDE

Es war Nacht. Der Märzsturm, der Weißes in Grünes, Winter in Frühling verwandelt, brauste.

Die Wolken, große und kleine, rundgeballte und schleierhaft zerflatterte eilten so schnell als ob sie an Schnüren gezogen würden über den ganz in Bewegung befindlichen Himmel, auf dem es zuging wie auf einer Bühne, auf der die Kulissen für den nächsten Akt zurechtgeschoben werden. Nur ab und zu gaben sie dem Licht des milden, zunehmenden Mondes den Weg zur Erde frei. Kaum aber war für Sekunden eine solche Wolkenlücke entstanden, stürzte das Licht sogleich mit Blitzesschnelle der Erde zu und beleuchtete alles. Das schwarze, erweichte Ackerland mit dem letzten Schnee, der sich wie ein zu Tode gehetztes Wild in die Furchen drückte, um sich vor dem Föhn zu retten, die Strohdächer der weißschimmernden, unbekümmert schlummernden Dörfer, die schmale zerfahrene Landstraße mit den vom Winde gepeitschten und gekräuselten Pfützen, in denen sich das Bild des Mondes wand, und endlich die jungen Apfelbäume, die in zwei Reihen die Straße begleiteten und unter der Gewalt des Sturmes mit den kahlen Aesten klapperten.

Manchmal setzte der Wind für kurze Zeit aus und es wurde ganz stille. Lautlos wechselten Licht und Schatten, leise und klingend rieselten die Schmelzwässer durch ihre selbstgegrabenen Rinnsale ins Dunkle und aus der Ferne quatschten, immer näher kommend, die Schritte von schweren Stiefeln, die durch den Kot wateten. Es waren die Militärstiefel des Schneiderbauern, der unvermutet für vierzehn Tage aus dem Krieg auf Urlaub kam. Er war spät abends mit dem letzten Zuge bei der Bahn-

station angekommen, hatte in dem Stationswirthshaus noch eine größere Zahl Schnäpse zur Stärkung getrunken und wanderte nun etwas schwankend den wohlbekanntem, so lange nicht mehr gegangenen Weg seinem Dorfe zu. Dort lag sein kleines Anwesen, das er vor fünf Jahren um sechstausend Gulden gekauft und durch unermüdliche Arbeit zur Blüte gebracht hatte, dort lebte sein junges Weib, das er ein Jahr vor Kriegsausbruch noch als Vierziger geheiratet hatte.

So aufgeregt die Natur um ihn auch war, der Schneider achtete auf nichts als auf seinen Weg. Er sah nicht nach oben nach dem Wolkengewimmel, er sah nicht nach links auf das triefende Ackergebilde, er sah nicht nach rechts, wo eben der kilometerlange Zaun aus Stacheldraht zu Ende war, der das neuerichtete Lager der russischen Kriegsgefangenen umschloß. Vorsichtig hob er seine langen, gleichmäßig dünnen Bauernbeine über die Pfützen, und wenn er doch in eine hineinpatschte, daß ihm das empor-spritzende Wasser den Hosenboden benäße, fluchte er leise. Dabei dachte er nur an daheim, ob sein Weib die Wirtschaft wohl auf der früheren Höhe gehalten habe, ob sie im Herbst eine starke Arbeitskraft für den Weizen- und Kornanbau bekommen habe und ob der Wind die Aecker wohl soweit trocknen würde, daß er selber während seines Urlaubes noch Hafer säen können werde.

So kam er bis zu der Krümmung, die die Straße knapp vor ihrem Eintritt ins Dorf machte. Und als er um sie herumgeschwenkt war, lag auch schon auf etwa fünfzig Schritte das erste Gebäude vor ihm — sein Haus.

Der Schneider blieb eine Weile stehen, dann trat er an den Straßenrand und lehnte sich mit dem schweren Rucksack, der seine Militärausrüstung enthielt, an den großen, alten Meilenstein, der gerade

hier stand. Umständlich kramte er nach seiner Pfeife und als sie brannte betrachtete er schweigend und rauchend sein Haus. Der Mond schien so hell von dem für einige Minuten reingefegten Himmel, daß er alles deutlich sehen konnte.

Als erstes bemerkte er, daß das Strohdach an einer Stelle etwas schadhaft geworden war in dem einen Jahre, das er fern gewesen. Aber wie sollte sein Weib auch auf das Dach steigen! „Eine Arbeit für den nächsten Sonntag!“ dachte er.

Dann sah er, daß hinter den kleinen, vergitterten und tief in der dicken Mauer steckenden Fenstern der Schlafstube noch ein schwaches, rötliches Licht schimmerte. Seine Frau war also noch wach! Bei diesem Gedanken fühlte er ein kuriozes, aber überaus angenehmes Gefühl in der Unterleibsgegend und im Kopf wurde es ihm noch wirblicher, als ob er noch einige Gläschen Schnaps mehr getrunken hätte. Er hatte sein Weib aus Liebe geheiratet. Aber aus jener nüchternen, nur den Nutzen bedenkenden Liebe, mit der der Bauer auch sein Vieh liebt, solange es tüchtig zur Arbeit ist und eine kräftige und reichliche Nachkommenschaft verspricht. Und die versprach sein Weib, wenn sie auch in dem kurzen einen Ehejahr vor dem Kriege noch kein Kind bekommen hatte.

Da verlöschte plötzlich das Licht in der Stube und die Fenster lagen wie zwei schwarze viereckige Tintenflecke auf der weißen, grellbeleuchteten Mauer. Kurze Zeit später öffnete sich die Haustür, eine im Winde flackernde Kerze erschien, beleuchtete für einige Augenblicke eine weiße und eine dunkle Gestalt und verschwand wieder hinter der sich schließenden Türe. Die dunkle Gestalt — eine männliche, wie der Schneider sogleich erkannte — stand allein vor dem Hause, wandte sich dann und entfernte sich langsam längs der weißen Mauer, auf diese einen tiefschwarzen Schatten werfend, einen Schatten, der

die scharfe Silhouette einer russischen Militärmütze erkennen ließ. Ein Wolkenschatten, der mit Windeseile daherstürmte als befürchte er zuspät zu kommen, verfinsterte im nächsten Augenblick alles. Ein paar Schritte platschten im plötzlichen Dunkel irgendwo durch den Straßenbrei und als es gleich wieder hell geworden war, war nichts mehr zu sehen und zu hören. Nur das dämmerige Licht schimmerte wieder hinter den Schlafstubenfenstern.

Der Schneider hatte alle Vorgänge genau beobachtet.

„Höllsakra!“ schnaufte er, spuckte aus und schob die Pfeife vom linken in den rechten Mundwinkel, was bei allen Bauern ein Zeichen hoher Erregung ist.

Einen Moment überlegte er, ob er dem Schatten nachrennen solle und erhob sich mit einem Ruck aus seiner lehrenden Stellung. Als er aber den schweren Rucksack auf den Schultern fühlte, gab er diese Absicht auf. Hastig klopfte er die Pfeife aus und verwahrte sie in der Blusentasche. Dann ging er auf das Tor zu und pochte mit dem Stocke.

„Wer is?“ rief innen nach einer Weile eine helle Weiberstimme.

Der Schneider gab keine Antwort und klopfte stärker.

„Hast was vergessen?“

„Mach auf!“ knurrte er.

„Jessas Marand Josef, der Schneider!“ schrie es hinter der Türe. Der Riegel wurde zurückgeschoben und vor dem Urlauber stand sein junges Weib im Hemd, eine flackernde Kerzenlaterne in der Hand. Sie sah ihn mit aufgerissenen Augen und einem Ausdruck im Gesichte an, der sich in der nächsten Sekunde ebenso leicht in Freude wie in Schreck verwandeln konnte, der aber vorläufig nichts weiter war als eine zitternde Frage, ob er etwas wisse

und gesehen habe. Als sie aber seine zusammengekniffenen Lippen und die bösen Augen erblickte, mit denen er sie zum Willkomm kühl und verächtlich anblickte, wandelte sich die Frage in ihrem Gesicht in Entsetzen, denn sie kannte seinen Zorn und seine Hartköpfigkeit.

Der Mann kümmerte sich nicht um ihren Schrecken und schritt, ohne sie weiter zu beachten, an ihr vorüber in den Flur. Sie folgte ihm mit zitterndem Licht. Er blieb stehen, drehte sich langsam um und sah sie an.

„Schiabn Riegl wieder vür. Saumensch!“ sagte er. Dann wandte er sich wieder, trat in die Stube und ließ den schweren Rucksack auf den Boden gleiten.

Die Frau hatte inzwischen gehorsam den Riegel wieder vorgeschoben, trat hinter ihm ein und stellte die Laterne auf den Schrank.

„Wer is dagwen?“ fragte er, ohne sie anzusehen.

„Dagwen? Ja, wann den?“

„Jetztn eben!“

„Jetztn ebn? Mei, Mensch, wer wird denn dagwen sein? D' Nachbarin, d' Baundstauderin, war a weng da schnattern, weil oan allani d' Zeit so lang wird.“

„Seit wann tragt denn d' Baundstauderin Hosen?“

„Hosen?“

„Und seit wann a russisch' Militärkappel?“

„A russ — — —?“

„Und seit wann legst denn du di mit der Baundstauderin ins Bett, wannst mit ihr schnattern tuast?“ schrie der Bauer und zeigte auf die ganz deutlich sichtbaren Abdrücke von zwei Köpfen auf dem großen Polster des zerwühlten Bettes.

Das Weib sah in der Richtung, in die sein Finger wies, und schwieg. Dann warf sie sich plötzlich vor

dem Manne nieder, umfaßte seine Knie und begann schrill zu heulen.

„Verzeih, Schneider!“ schrie sie. „Schau der lange Krieg und die viel Einsamkeit und der Haufen Oarbeit! Frei net zum leisten ohne Mann! Und koan Knecht zum kriagn und wenn ma oan kriagt, so will er net nur oarbeiten, sondern a wos andres! Und so is kemma! Verzeih, Schneider, ums Blut Christi willen, verzeih!“

Die Schneiderin schwieg schluchzend. Sie hätte zwar noch eine Menge zu sagen gehabt, aber sie fand keine Worte dafür. Sie fühlte sich unschuldig. Sie hatte ja nicht nur zum eigenen Vergnügen mit dem Iwan angefangen, sondern auch deshalb, damit er sie bei der Frühjahrsarbeit unterstütze, denn der Herbstanbau war infolge ihrer Faulheit völlig vernachlässigt geblieben.

Als der Schneider hörte, daß alles nur der Arbeit wegen geschehen sei, wurde er milder. Er sagte sich, daß dann ja noch etwas erspart worden sei, da wahrscheinlich die Liebe der einzige Lohn des Knechtes geblieben sei.

„Alsdann zwegn der Oarbeit?“ sprach er sanfter. „Habts also im Herbst viel Woaz anbaut?“

„Na, goar koan! Das is ja eben!“ schluchzte sie.

„Ja zwegn was denn nacher net?“

„Damals hab i ja no neamd ghabt und die Ochsen waren so viel bockspreizig und habn vor meiner net ackern wolln!“

„Höllsakra, Weibergfrast!“ schrie der Schneider. „Und Keon habts a koans baut?“

„Na, a net!“ heulte sie.

Der Schneider schäumte vor Wut. „O du ganz und goar ölendiger Sauschlampen!“ brüllte er und gab ihr mit seinem kotigen Stiefel einen Tritt, daß sie zur Seite fiel und wimmernd liegen blieb. „Han i mi zwegn dem fünf Joahr plagt? Koan Woaz! Ka

Keon! Bist spinnat? Willst verhungern? Da müaßt oaner jo do völlig ahausnen bei oaner solchen Scheißwirtschaft! Scho mögli,“ kreischte er, „daß d' Manner net nur oarbeitn, sondern a was anders wolln, d' Weiber aber wolln nur dös andre! Und da sol i in vierzehn Täg wieder außi und wann i afs Joahr wieder hoamkimm, habns mirs Häusel verlizitiert und i han oan Schoaß! Na wart, Gfrast, niederträchtigs, i wir enk helfn! Dem ersten, der da herkommt, dem ersten, der — — — —“

Die Stimme schnappte ihm über und er schwieg, ganz verblüfft von der Idee, die ihm plötzlich gekommen war. Sein Geld wollte er retten und dem Weib, das er jetzt mit der ganzen Giftigkeit seiner Bauernseele haßte, wollte er etwas antun, so schmerzhaft als es nur möglich war. Polternd setzte er sich an den Tisch, lümmelte das wutverzerrte benebelte Gesicht in die Hand und starrte durch das Fenster auf die Straße hinaus, die im ungetrübten Mondlicht lag.

Es wurde stille in der Stube, nur das auf dem Boden liegende Weib weinte leise. Draußen, bald ganz nahe im Hause selbst, bald fern und leise irgendwo im Dorf krähten die Hähne das erstemal einander zu.

Da mischte sich von irgendwoher schwacher Gesang in das Krähen. Der Schneider horchte auf und sah starr zum Fenster hinaus. Auch die Schneiderin auf dem Fußboden hörte zu weinen auf und lauschte. Als sie aber die Stimme des jungen Stafferbauern erkannte, der aus dem Wirtshaus heimkehrte und wahrscheinlich beim Kegelspiel wieder gewonnen hatte, weil er so lustig war, fiel ihr plötzlich ein, daß es Sonntag sei und der Gedanke, daß andere trotz ihrem Unglück fröhlich seien, schnitt ihr so ins Herz, daß sie laut aufheulte.

„D' Hahner krahn 's erstemal,  
Holodrioh!

's Deanderl bußt 's letztemal,  
Holodrioh!

klang es nun ganz nahe. Der Schneider beim Tisch am Fenster sah den Sänger draußen auf der mond hellen Straße torkeln. Er sprang auf, warf dabei den Stuhl um und verließ mit raschen Schritten die Stube.

Die Schneiderin hob den Kopf und verstummte wieder. Sie hörte wie ihr Mann den Riegel am Tor zurückschob und ins Freie trat.

„Ja, Schneider! Grüäß Gott in der Hoamat!“ hörte sie draußen den Staffer schreien. Dann wurde es stille und zwei Männerstimmen unterhielten sich flüsternd miteinander.

Die Frau sprang auf und eilte ans Fenster. Die Beiden standen mitten auf der Straße beisammen.

„Was?“ schrie der Staffer.

Der Schneider sagte etwas, was sie nicht verstehen konnte. Der andere begann gröhlend zu lachen und schlug sich mit den Händen auf die Oberschenkel.

„Guat is! Guat! Dös taugt! Gehn ma nur glei eini miteinander!“ schrie der Staffer und die Beiden kamen auf das Haus zu.

Als die Schneiderin die zwei Männer kommen sah, stürzte sie zu dem Stuhl vor dem Bett und begann sich in Hast anzuziehen. Dabei klapperten ihr die Kinnladen vor Angst, Aufregung und der Unge wißheit dessen, was jetzt kommen werde.

Bevor sie noch ganz fertig war, trat ihr Mann allein in die Stube und nahm die Laterne vom Kasten.

„Michel, was hast denn im Sinn?“ fragte sie schwächtern.

„Oaschlecka!“ sagte der Bauer und schmiß die Türe hinter sich zu.

Lange hörte sie nichts von den Beiden und wag-

te es doch nicht, hinauszugehen und nachzusehen. Was konnte ihr Mann nur von dem reichen Stafferbauern wollen? Wenn dessen Weib etwas von der Sache erfuhr, dann wußte es am nächsten Tage das ganze Dorf.

Sie vernahm ober sich auf dem Schüttboden Schritte und schrack zusammen.

„Fünf Säck Woaz“, hörte sie die Stimme ihres Mannes. „Hast koan Zettel? Schreib dirs auf!“

„I mirks schon!“

„Zehn Säck Keon.“

„Zehne Keon.“

„Zwölf Säck Habern.“

„Zwölfe Habern.“

Dann sprachen die beiden noch etwas, das sie nicht verstand, und ihre Schritte entfernten sich wieder.

Die Frau wußte nicht, was sie denken sollte. Wollte er ihr am Ende den Staffer zur Aufsicht ins Haus setzen, und zeigte er ihm deshalb die Vorräte, damit sie nichts verschleppen könne? Solch eine Schande vor dem ganzen Dorf! Sie begann wieder zu weinen.

So weinte und horchte sie abwechselnd eine halbe Stunde lang. Dann traten die Männer miteinander ins Zimmer. Der Staffer, der auf einige Schritte nach Most und Rauch stank, nahm von ihr so wenig Notiz wie vom Ofen.

„So“, sagte der Schneider, „jetzn wern wirs gleich schriftli machen.“ Er riß die Tischlade heraus und zog nach langem Suchen unter dem Gewirre von alten Flickern, Lederstücken, Gebetbüchern, ausgekämmten Haaren, blinden Spiegelscherben, fettigen Schreibkalendern, zerbrochenen Pfeifenköpfen und Hornkämmen, die solch eine ländliche Lade erfüllen, ein Stück Papier, einen Federstiel und ein Tintenfläschchen. Dann sammelte er Speichel, indem er mit

seinen unrasierten Backen Bewegungen machte wie einer, der sich den Mund ausspült, spie alles auf die vertrocknete Tinte im Fläschchen und begann mit dem Federstiel darin umzurühren. Sobald ihm die Mischung tauglich schien, rückte er dem Staffer den Stuhl zurecht und sagte: „So, sitz nieder und schreib!“

„Was? I? Geh Schneider schreib du! I hab vom Most a soviel unruhige Hand!“

„Na, alsdann guat, daß ma nur amol firti wern“, sagte der Schneider und nahm selbst am Tische Platz. „Was habn mir denn nacher alles g’habt? Diktier amol!“

„Na, alsdann“, sagte der Staffer und spuckte auf den Boden, „z’erscht amol ’s Häusel samt oan Stadel und zwoa Schupfn. Im Schupfn: zwoa Pflüg; zwoa Eggen, drei Wageln . . .“

„Net so trabig“, rief der Schneider und kratzte.

„Nacher im Stall: Zwoa Ochsn, drei Küah, a Sau, drei Fadeln . . .“

Verständnislos glotzte die Schneiderin mit ihren verheulten Augen die beiden Männer an, die dort am Tische langsam das Inventar der ganzen Wirtschaft aufnehmen.

„Ja, was treibs denn, Manner?“ fragte sie und kam aus ihrer Ecke hervor.

Der Schneider hob den den Kopf und sah sie über die Achsel an. „Halts Mäul, Scheißmucken, übereinand! Wirst es scho segn!“

„Und was is mit dö Möbeln?“ fragte der Staffer.

„Alls, wias liagt und steht ghört dazu.“ sagte der Schneider. „Nur mei Gwand und mei Wäsch bleibt mein. I hol mirs später amol nach’n Kriag.“

„Und dera da ihr Wäsch?“ fragte der Staffer mit dem Kopf auf die Schneiderin zeigend. „Kunnts brauchen für die Deanstboten.“

„Da’ muaßt mit der selm redn. D’Wäsch hats

mitbracht. Nur was mein is, kann i verkaafn.“

„Verkaafn?!“ schrie die Schneiderin.

„Alls! 's ganze Häusel wird verkaaft! Besser i verkaafs selm als es wird mir verkaaft!“ rief der Schneider ungerührt.

„'s Häusel verkaafn!“ schrie die Frau und packte ihn beim Arm. „Ja, bist den bsoffen, Schneider?“

„B'soffen wohl, aber verkaaft wird do! Rühr mi net an, sonst druck i dir oane!“ schrie er sie an und stieß sie zurück.

„Und wieviel Grund g'hört denn zum Häusel?“ fragte der Staffer, ohne sich um das heulende Weib zu kümmern.

„Woaßt's eh! Sechs Joch gradaus. Furchtbar guater Grund!“ erwiderte der Schneider und setzte einen dicken Punkt unter das, was er geschrieben hatte.

„Ja, und wo soll denn nacher i hin?“ keuchte die Schneiderin.

„Geh zum Teufi!“ sagte der Schneider gleichmütig.

„Kannst a zur Baundstauderin schnattern gehn,“ höhnte der Staffer. „'s Bett laß i dir dazua!“

„O mei! O mei! O mei!“ heulte sie auf und warf sich schreiend aufs Bett.

„Und was solls kosten?“ fragte der Staffer. „Jetztn red amol gscheit!“

„Was gibst?„

„Was begehrt?“

„Na, was gibst denn?“

„Na, a achttausend!“ sagte der Staffer zögernd. Sechstausend hatte die Wirtschaft den Schneider gekostet, siebentausend hatte er verlangen wollen. Nun, da er sah, daß achttausend geboten wurden beschloß er neuntausend zu verlangen.

„Gibst neuntausend und 's Häusel ghört Dein!“

„Sakrisch viel Geld!“

„'s Haus ist leicht seine zwölif wert. Aber nur daß i a Ruah hab vor dem Weibsteufi kriegst es um neuntausend!“

„Achte und fünfhundert!“ sagte der Staffer.

Der Schneider hatte infolge des Gezeters, das die Frau machte, nicht verstanden.

„Was hast gsagt?“ fragte er. „Röhr net a so, du Sauteifi!“ schrie er die Heulende an.

„Achte und fünfhundert han i gsagt,“ schrie nun auch der Staffer.

„Also in Gottsnam einschlagen! Achte und fünfhundert und alls gehört Dein.“

Die Schneiderin brüllte auf.

Langsam zog der Staffer seine große Briefftasche aus dem Hemd über die Brust. Umständlich wickelte er das schmutzige Band, mit dem sie zusammengebunden war, ab und zählte das Geld laut auf den Tisch.

Der Schneider schleckte seine Finger, zählte die Scheine nach und steckte sie sorgsam in seine Briefftasche. Die Frau wimmerte leise.

„Spat is worn!“ sagte der Staffer, gähnte und sah nach der Uhr. „Alsdann Schneiderin, richt di zsamm für morgn nachmittag. Dann ziagt mei Moar in mei neuchs Häusel. Und daß d' mir nix mitgehn laßt von dem was jetzt mein gehört! Verstanden? I hab alls guat vermerkt! Und jetztn Pfiat die Gott Schneider!“

„Wart an eicht!“ sagte der Schneider und nahm seinen Rucksack wieder auf die Schultern. „I geh glei mit. I muaß eh in d' Stadt 's Geld auf Verintresierung anlegen. Waßt, Staffer, so a Geld is do was kommod! Dös kann oan neamd verlumpen! Jetztn laß i mirs in der Stadt a paar Täg recht guat gschehn und nacher heißts wieder außi in Saukriag!“

„Und i? Und i? Und i?“ kreischte die Schneiderin und sprang auf.

Ohne sich weiter um sie zu kümmern, verließen die Beiden das Haus. Sie blieb allein in der Stube.

„D' Weiber san goar so liab,

Holodrioh!

Habn mir an Hof verschafft,

Holodrioh!

hörte sie draußen den Staffer singen. Sie eilte ans Fenster. Die Beiden hatten sich um die Schultern gefaßt und schwankten einträchtig dahin.

„Han koane Sorg'n mehr,

Holodrioh!

Bin wieder Jungg'sell word'n,

Holodrioh!

sang der Schneider mit überschnappender Stimme. Dann verschwanden beide, ohne sich auch nur einmal umzusehen, hinter einer Straßenbiegung.

Die Schneiderin sank auf den Stuhl beim Fenster. Im Zimmer war es stille und der Wind, der sich besänftigt hatte, zirpte leise im Kamin.

Mit einem dumpfen Plumps sprang die Katze vom Ofen auf den Boden und streckte sich.

Draußen im Hühnerstall krächte der Hahn, nunmehr der Hahn des Stafferbauern, schmettend und freudig ein- um das andremal.

Hinter den Fenstern aber trübte sich das Licht des Mondes und der Sterne und der Tag dämmerte ahnungsvoll. Ein Tag wie alle andern — dem Einen Frohes, dem Andern Schweres bringend.





# DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard L a n y i, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

## BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern . . . . .	12 Schilling
12 Nummern . . . . .	6.50 „
6 Nummern . . . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . . . .	9 Mark
12 Nummern . . . . .	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern . . . . .	14 Schw. Fr.
12 Nummern . . . . .	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.  
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.